

Maximilian Dorner • Steht auf, auch wenn ihr nicht könnt!

Maximilian Dorner

**Steht auf,
auch wenn ihr
nicht könnt!**

Behinderung ist Rebellion

btb

*Die einzig interessante Handlung im Leben ist es,
ein Wunder zu vollbringen oder daran zu scheitern.*

SUSAN SONTAG

Gebrauchsanweisung

Dies ist kein Buch für eine Nacht, denn es handelt von Behinderungen aller Art. Und noch mehr davon, was wir deswegen unterlassen, oder – wenn wir uns trauen – daraus machen könnten. Zusammengefasst schnurrt es auf drei Empfehlungen zusammen:

Hinschauen, ohne zu verkrampfen!

Aufstehen, auch wenn man es nicht kann.

Widersprüche aushalten.

Für den Partytalk muss das reichen, um das Schweigen zu brechen. Sprachlosigkeit ist die am weitesten verbreitete Behinderung, ob nun in einer fremden Sprache, einer neuen Schulklasse oder in einer Firma mit ungeschriebenen Regeln. Und es ist die einzige, die sich überwinden lässt.

Man darf Behinderungen nicht zu viel Aufmerksamkeit widmen, sie beanspruchen von sich aus eher zu viel als zu wenig. Genauso wichtig ist es jedoch, dass man sich mit ihnen beschäftigt. Irgendwann im Leben muss man das eh, warum also nicht gleich?

Dabei ist es gar nicht so leicht, etwas sichtbar zu machen, was man am liebsten unsichtbar machen würde, zumindest für all diejenigen, die nichts anderes mehr wahrnehmen. Aber da müssen wir jetzt gemeinsam durch.

Und sobald Sie merken, dass dieses Buch bei Ihnen nichts mehr ins Schwingen bringt, verschenken Sie es! Wahrscheinlich haben Sie dann Ihren eigenen Behinderungen ausreichend Beachtung geschenkt.

München, im Februar 2019

Inhalt

1 // Umleitungen 11

Annäherung durch Selbstauskunft

2 // Außenansichten 31

Wie auf Behinderte geschaut wird

3 // Familienangelegenheiten 49

Der Umgang untereinander

4 // Inklusionsgedöns 65

Ein Staatsbegräbnis erster Klasse

5 // Kurswechsel 85

Behinderungen mal anders betrachten

6 // Widersprüche 105

Warum sie aus keinem Leben wegzudenken sind

7 // Hilfe 113

Alles andere als selbstredend

8 // Rebellion 123

Was sich aus Wut machen lässt

9 // Risse 139

Wie dünn das Eis doch ist

10 // Solidarität 155

Auf der Suche nach Komplizen

11 // Abgesang 169

Krone aufsetzen und weiterverbeugen

12 // #BehinderungIstRebellion 185

Das Manifest zum Annageln an geeigneter Stelle

Dank 189

1 // Umleitungen

#Selbstauskünfte

»Es folgen Staus und Behinderungen ab drei Kilometern Länge.« Die Radiosprecherin nudelt sie runter wie die Nebenwirkungen eines Medikaments. Das ganze Sendegebiet scheint gerade aus nichts anderem zu bestehen. Kein Wunder, dass da niemand vor Begeisterung aufspringt. Wer kann, nimmt sogar einen Umweg in Kauf. Und wer nicht kann, hofft, dass es bald wieder heißt: »Zur Zeit liegen uns keine Störungen vor.«

Auf Stockungen muss man sich also gefasst machen, wenn es um Behinderungen geht – und auf Umleitungen. Denn der direkte Weg ist eben versperrt. Es dauert wesentlich länger, bis man ans Ziel kommt. Auch das gehört bei Staus und Behinderungen mit dazu. Alle Pläne werden über den Haufen geworfen.

Die Parallelen zu körperlichen, geistigen oder seelischen Behinderungen gehen weit über das Sprachliche hinaus: Für beide kann der Betroffene nichts. Bei beiden ist man gezwungen, sich dazu irgendwie zu verhalten. Und beide lassen sich nur begrenzt umfahren, schönreden oder ignorieren. Auch dem Thema Behinderung kann man nur mit Behinderungen näherkommen. Mit unvorhergesehenen Abzweigungen, mit Umkehren, mit unfreiwilligen Pausen und Wiederholungen. Sie sind eine Schule in Geduld.

Es gibt jedoch auch einen entscheidenden Unterschied: Für motorisierte Vierräder hat man nun schon über hundert Jahre

lang ohne jede Diskussion Rampen in Form von Straßen, Brücken und Parkplätzen gebaut. Barrierefreiheit ist meistens eine Frage des Willens.

Wie viele Sendeminuten verschlänge die Aufzählung meiner eigenen Behinderungen? Renitent spastische Beine, Augen voller Müll vergangener Schlachten, mit einem Hemdknopf überforderte Hände, eine auf Widerspruch gebürstete Blase ... Eine zu lange Liste wirkt schnell streberhaft. Also belasse ich es zusammenfassend bei der einzig sichtbaren Behinderung: dem Rollstuhl. Meiner ist kein Kassenmodell, sondern ein durchdesignter und sündteurer Schlitten, in dessen Hochglanzprospekten mit Phrasen wie »ausgezeichnete Fahrperformance« um sich geschmissen wird. Die Seitenteile sind aus angeblich unzerbrechlichem Carbon. Das ist aber schon das Einzige, womit ich bei Nichtbehinderten Eindruck schinden kann. Irgendwie habe ich es nach nur einem Jahr geschafft, auf dem schwarzen Aluminiumrahmen zahlreiche Dellen und Kratzer zu hinterlassen. Aber so genau schaut eh niemand hin.

Auch nach zehn zunehmend behinderten Jahren erlebe ich Momente maßlosen Staunens über mein umgeleitetes Leben. Meist dann, wenn ich mich in einer Schaufensterscheibe gespiegelt sehe. Ich wirke nie so cool, wie ich mich eigentlich fühle, sondern wie ein Mittvierziger im Rollstuhl. Was tust du hier eigentlich, frage ich dann das Spiegelbild, warum läufst du nicht einfach?

Es ist gar nicht einfach, sich dem in seiner Widersprüchlichkeit anzunähern, selbst dann nicht, wenn es einen täglich betrifft.

Die Behinderung regiert in jeden Lebensbereich mit hinein. Rund um die Uhr und in jeder Lebenslage. In jeder, leider ... Mein Leben ist ein Tohuwabohu aus Überforderung, Rastlosig-

keit, kaputten Liften, Überheblichkeit und Nachsicht. Ich weiß selbst manchmal nicht, ob ich alles im Griff habe oder mich nur nicht traue, das Gegenteil zu akzeptieren. Staus und Behinderungen eben.

Am meisten schmerzt nicht der Verlust der großen Dinge, sondern die Unmöglichkeit der kleinen: in einem fremden Bett aufzuwachen und noch vor dem Kaffee zu gehen. Ein Glas Wasser zu holen, nachdem man sich hingelegt hat. Nach einer aufregenden Vorstellung mit den anderen Zuschauern zum Jubeln aufzuspringen. Oder einer Freundin beim Umzug zu helfen. Immer läuft es auf den Schmerz hinaus, Autonomie verloren zu haben. Und auf die Sehnsucht nach der alten Freiheit.

Als ich noch Auto fahren konnte, war ich oft leicht gereizt: Ob die anderen Autofahrer nun zu langsam oder zu schnell fahren, schlichen oder nicht früh genug blinkten. Keiner konnte es mir recht machen. Aber nicht alles hat mit mir zu tun. Vielleicht sollte ich also auch andere Behinderte ihr Ding machen lassen. Wenn jemand von »Behinderung« spricht, meint er nicht zwangsläufig mich. Sich angegriffen zu fühlen, obwohl man es objektiv nicht ist, ist ein Anzeichen für Narzissmus. Der vermeintliche Angreifer hatte im Zweifelsfall etwas ganz anderes im Sinn. Und ganz ehrlich: Es gibt nichts Peinlicheres, als mit geballten Fäusten und mit Schaum vorm Mund einer Windmühle gegenüberzutreten.

Manchmal macht es mich unendlich müde, immer über Behinderungen zu sprechen. Jeder versteht das und ist erleichtert. Und dann bin doch wieder ich es, der irgendwann darauf zurückkommt. Behinderung ist wie ein Fluch.

Das Leben ist schon *ohne* eine Zumutung, *mit* eine tägliche Frechheit. Da hilft nur eines: Klarheit – mit sich selbst und mit anderen, wenigstens das. Sich nicht mehr verstellen, offenbleiben. Vor allem aber, sich selbst eingestehen zu können, wenn man sich verfahren hat.

Dafür braucht es also Nachsicht. Mit mir und mit anderen. Das heißt erstens: nicht jede Äußerung auf sich zu beziehen, selbst die an mich gerichteten. Und ich zumindest benötige für Nachsicht genauso viel Disziplin wie Neugier – und Geduld. Qualitäten, die auch ohne Behinderung nicht schaden.

Und es bedeutet zweitens: sich nicht vom Augenblick wegreißen zu lassen, sondern erst einmal einen Schritt zurückzutreten. Nachsicht durch Abstand also. Und mir selbst dann zu verzeihen, wenn das nicht auf Anhieb gelingt. Immer im Wissen darum, dass Behindertsein bedeutet, lebenslang mit einer nicht heilenden Wunde herumzulaufen, die in jedem Augenblick wieder aufbrechen kann.

Es hat ein paar Jahre gebraucht, bis ich dazu in der Lage war: Geduld zu üben mit den Schwächen anderer wie mit den eigenen, zumindest momentweise. Manchmal schlägt das dann in echte Gelassenheit um, manchmal in Gleichgültigkeit.

Wäre ich Golfspieler, könnte ich ohne Hemmungen sagen: Ich arbeite täglich an meinem Handicap: nachsichtig und aufmerksam. Ehrlich, ohne zu verletzen. Hinschauend und nicht wegsehend. Mich nicht zufriedenebend mit den handelsüblichen Phrasen – das alles verlangt, sich angreifbar zu machen, und damit sichtbar.

#Behinderungsschule

Unvermittelt behindert zu sein, das ist ein ebenso elementarer Einschnitt ins Leben wie für andere die Geburt eines Kindes. Mit einem Mal ist alles anders. Und irgendwie doch gleich. Und dann wieder ganz anders.

Eine erworbene Behinderung zwingt einen, sich selbst anders wahrzunehmen. Und das dauerhaft, auch wenn es ein paar Jahre

braucht. Auf jedes Foto schmuggelt sich dieser Rollstuhl. Es kann drum herum alles noch so harmonisch sein, das schwarze Ungetüm schreit: Hier bin ich!

Er ist mein Schatten. Und auch nach acht Jahren ist es mir noch nicht gelungen, ihn zu übersehen oder zu vergessen. Kein einziges Mal. Wie lange diese Annäherung wohl noch braucht?

Eine Behinderung verändert die Beziehung zu anderen Menschen, vor allem aber verstärkt eine Behinderung Charakterzüge. War man vorher ängstlich, ist man es jetzt noch mehr. War man vorher ein Abenteurer, wird man noch tollkühner.

Zukunftsansichten, Pläne, Wünsche, kurz: Alles, was ein Leben ausmacht, justiert sich neu. Das braucht seine Zeit. Die Beziehungen zu sich und zu den anderen gruppieren sich unmerklich um. Man wird anders angeschaut, wird man selbst schaut auch anders auf die anderen.

Ich versuche, mich an die erste Zeit im Rollstuhl zu erinnern. Was müssen das für wilde, abenteuerliche Tage gewesen sein! Voller neuer Erfahrungen. Voller Abenteuer.

Doch da kommt gar nichts. Vielleicht, weil ich am Anfang vollauf damit beschäftigt war, halbwegs unfallfrei von A nach B zu gelangen. Hängen geblieben ist nur eine riesengroße Erleichterung nach Jahren mit Gehstock und Krücken. Das Gehen war vor dem Rollstuhl immer mehr zur Tortur geworden. Noch heute messe ich jeden Weg nach der letzten Gehstrecke: Ist sie machbar oder überfordere ich mich wieder? Diese Haltung hat sich mir eingebrannt. Und wenn jemand für mich einen Umweg in Kauf nimmt, beispielsweise zum Supermarkt und zurück, erstarrte ich in Hochachtung.

Wie hat sich mein Blick auf die Welt verändert? Aus dem Rollstuhl, wohlgemerkt. Nun, ich bin auf die Größe eines Neunjährigen geschrumpft. Steigungen spüre ich bereits, wo andere noch meinen, es ginge bergab. Kleinste Unebenheiten prägen sich

mir tiefer ein als Sehenswürdigkeiten. Überhaupt: der Boden. Seine Beschaffenheit, geborstene Pflastersteine, Glassplitter und anderer Müll. Und natürlich Stufen. Überall tauchen sie auf, überflüssig meist, Überbleibsel aus Zeiten mit regelmäßigen Überschwemmungen und von der Haustür fernzuhaltendem Straßendreck. Mein neuer Stadtplan hat sich über den alten gelegt. Sehr viel ist dabei ergänzt, manches schlicht und einfach überschrieben worden.

Wann habe ich eigentlich zuletzt selbst einen Rollstuhl geschoben? Das ist schon sehr lange her. Ich war neunzehn und Zivildienstleistender. Christa, eine Altenpflegerin, kölnerte nach dem Mittagessen alle zwei Wochen los: »Ma-haax, gehst du zum Heimleiter und bettelst um etwas Geld?« Sie blinkerte mit den dick schwarz umrahmten Augen. Ich nickte und redete wenig später so lange auf den Chef ein, bis er keinen anderen Ausweg sah, als seine schwarze Kasse zu öffnen.

Gemeinsam mit Christa betreute ich tagtäglich ungefähr ein Dutzend älterer Damen, die ihr Gedächtnis allesamt komplett verloren hatten. Neben Mensch-ärgere-dich-nicht (man musste nur immer höllisch aufpassen, dass sie sich die Figürchen nicht in den Mund schoben) liebten sie Musik. Und so gingen wir mit ihnen regelmäßig ins Münchner Hofbräuhaus. Auf dem Weg dorthin, durch die leicht abschüssige Fußgängerzone, nahm ich mitsamt dem Rollstuhl und der Darinsitzenden Anlauf und schwang mich salopp auf die beiden Kipphilfen. So rasten wir dann im Slalom um verdutzte Fußgänger herum. Die Dame vor mir kicherte vergnügt und verlangte nur eines: »Schneller, schneller!«

#NoExpert

Allein in München waren zum Jahresende 2015 genau 8894 Menschen, amtlich beglaubigt, »außergewöhnlich geheingeschränkt«, kurz aG. Das ist ein Euphemismus für: komplett unfähig zu laufen.

Eigentlich wäre ich zu diesem Stichtag Nummer 8895 gewesen. Aber zu der Zeit hatte ich weder Lust noch Energie, mir das auf dem Schwerbehindertenausweis bestätigen zu lassen. Ich fuhr quasi inkognito.

Für den Ausweis hatte ich mit Fleiß ein Foto ausgesucht, auf dem ich sehr schlecht gelaunt aussehe. Als ob ich gerade meine lebenslange Haftstrafe anträte. Das passt zur Bildunterschrift: »Gültig bis: unbefristet«.

Als Vergleichsgruppe für aGler wie mich werden herangezogen: *Querschnittsgelähmte, Doppeloberschenkelamputierte, Doppelunterschenkelamputierte, Hüftexartikulierte und einseitig Oberschenkelamputierte, die dauernd außer Stande sind, ein Kunstbein zu tragen, oder nur eine Beckenprothese tragen können oder zugleich unterschenkel- oder armamputiert sind*, wie es in der entsprechenden Richtlinie heißt. – Das muss ich unbedingt auswendig lernen. Denn es hat etwas Beruhigendes, dass sich selbst die kompliziertesten Lebenslagen bürokratisch irgendwie erfassen lassen. Beruhigend, aber gleichzeitig auch einschläfernd. Vielleicht geht es mir genau deswegen darum, unter ja keinen Umständen Experte in eigener Sache zu werden.

Wie gut ich das Gleichgewicht zwischen Tragik und Komik austariere, hängt von meiner Tagesform ab. An einem Tag nerven mich Witzeleien, am nächsten witzle ich selbst. Aber was bleibt mir anderes übrig, als halbwegs gut gelaunt zu sein? Auch

eine Behinderung darf man genauso wenig vollkommen ernst nehmen wie sich selbst.

Über die 8895 Personen hinaus waren Ende 2015 in München fast 43.000 Menschen in ihrer Mobilität stark eingeschränkt. Wenn wir uns gemeinsam vor einer Behindertentoilette anstellen würden, reichte die Schlange locker einmal um den Starnberger See herum. Alleine bin ich also schon mal nicht. Das ist tröstlich.

#Blutdurst

Mein Kopf ist auf die Brust gesunken. Wenn nicht bald etwas geschieht, werde ich aus dem Rollstuhl fallen. Der Hals schmerzt unterhalb des rechten Ohrs wie Feuer. Vielleicht blute ich. Jemand hat mich gebissen und liegt nun mit über der Brust verschränkten Händen auf dem Boden.

Aus Lautsprechern scheppert ein Musical-Song. Vor mir steht eine Frau. Barfuß in einem blutbefleckten weißen Hochzeitskleid. Plötzlich beginnt sie zu singen, nicht im Takt, und ohne die Töne zu treffen, aber voller Leidenschaft:

*Doch die wahre Macht, die uns regiert, ist die schändliche,
unendliche, zerstörende und ewig unstillbare Gier.*

Ich weiß nicht, ob sie den Text auf sich und mich bezieht oder ob ihr einfach die schmalzige Musik gefällt.

Auch das Publikum ist verunsichert. Darf man lachen, wenn zwei Schauspieler *mit* Down-Syndrom zwei ohne kreischend über die Bühne hetzen, um sie auszusaugen? Inständig, aber vergeblich, hoffte ich zu Beginn der Szene, dass der Vampir nicht wieder in echt zubeißen würde wie bei der Probe.

Während die ersten Freunde anfangen, für ihre Midlife-Crisis zu proben, stehe ich auf einer Bühne und mache Witzchen über Menschen mit und ohne Behinderung. Ohne singen zu können, singen wir, die mit Down-Syndrom gemeinsam mit mir: Das ist sie, *die schändliche, unendliche, zerstörende und ewig unstillbare Gier*.

Hinter uns auf einem Barhocker hält die Akkordeonistin ihr Instrument auf den Knien. Sie gluckst begeistert. Und über das Gesicht meiner sich ebenfalls totstellenden Schauspielerkollegin huscht ein Lächeln. Das Publikum klatscht befreit nach dem Song. War also doch alles nur ein großer Spaß. Und die Vampire nur nach Applaus gierende Schauspieler, oder doch nicht?

Ende der Vorstellung. Die vier Darsteller verbeugen sich, Hand in Hand. Drei mit, eine ohne Behinderung. Drei Heteros, ein Schwuler. Drei Biodeutsche, ein Halbspanier. Zwei Frauen, zwei Männer. Zwei mit, zwei ohne Down-Syndrom. Die Grenzen verlaufen nicht an der Linie behindert oder nicht. Schon bei den Proben verschoben sie sich von einem Augenblick zum nächsten. Mal solidarisierten sich die Geschlechter, mal die Chromosomen, mal die Leidenschaften. Oder aber der Hunger bildete ganz neue Fraktionen ...

Das Theater, in dem wir spielen, befindet sich im Keller. Der viel zu enge Lift ist nur durch eine klobige Stahltür zum Hinterhaus zu erreichen. Ohne fremde Hilfe würde ich sie nicht aufbekommen. Sollte jemand den Strom abschalten, fände ich nicht einmal die Tür. Jetzt nur keine Panik. Was, wenn in dem Publikum ein echter Vampir wäre? Alle anderen könnten wenigstens versuchen, über die Treppe zu fliehen. Bis auf mich. Ich könnte nichts tun, als ergeben auf mein Ende zu warten, den Launen des Vampirs ausgeliefert.

Hin und wieder sollte ich mir das klarmachen: Mein Körper ist noch gefährdeter als vor der Behinderung, mich trennt